

apostroph'

Innehalten

am

Wortrand.

Ein

Versuch

über

den

Apostrophen

Thomas Sojer

Bibliotheksleiter in Hohenems (A) und gemeinsam mit Jörg Seiler Leitung der
Forschungsstelle Sprachkunst und Religion an der Universität Erfurt

In der Erstausgabe der Zeitschrift *transformatio* widmete sich die Rubrik Semikolon ihrer eigenen Namensgebung. Joachim Hake betrachtete das Semikolon als ein Zeichen, das den Punkt auf dem Komma balanciert und so ein neues Satzzeichen erschafft. Dieses Semikolon, so Hake, verkörpere programmatisch eine Botschaft „als jenes Zeichen, das der Unsicherheit und Irritation Raum gibt“.

Auch in diesem Text wird ein Teil des Semikolons hervorgehoben, allerdings auf eine spielerische Weise. Diesmal steht nicht der Punkt oder das Komma im Mittelpunkt, sondern der kurze Strich, den man am Wortende setzt, wenn man nicht alles ausschreiben möchte oder der Platz begrenzt ist. Zum Beispiel: Aus „Ich habe dich gesehen“ wird „Ich hab’ dich gesehen.“ Typografie-Liebhaber:innen wissen, dass ein perfektes Auslassungszeichen mehr ist als nur ein einfacher Strich – es ist oben leicht gekrümmt und schwingt elegant von rechts nach links. In den meisten Schriftarten erscheint der Apostroph als hochgestelltes Komma, dessen Kopf eine kleine schwarze Kugel bildet, die auf einem halbrunden Hals sitzt und in eine linksgekrümmte Spitze ausläuft. Einige Menschen erkennen im schwebenden Zeichen am Wortrand den Querschnitt eines Engelflügels, positioniert zwischen dem gerade noch Bekannten und schon Geheimen.

Der Apostroph signalisiert: Im Schreibfluss ist etwas ausgelassen, verschwunden. Er verortet sich an dieser Stelle als wortverbindende Unterbrechung. Das letzte Stück des vorangehenden Wortrandes fehlt – ist es verborgen? Ist es weggenommen? So weist die ins Wort inkorporierte Bruchlinie auf eine Ebene hinter dem Text hin, die sich den Augen entzieht und schriftsprachlich etwas verschwiegen Aussprechliches markiert. Im Alltag wissen wir genau, welcher letzte Buchstabe oder welche Silbe hinter dem Vorhang des Apostrophs verschwindet. Doch hier ist mehr als nur ein Zeichen für Abkürzungen oder Auslassungen am Werk: Der Apostroph steht aufrecht als stiller Zeuge des Ungesehenen, vielleicht als reumütiger Lückenbüßer, jedenfalls als ein Symbol des Fragmentarischen; sein Setzen ist die Geste typografischer Zurückhaltung im Angesicht eigener Unaussprechlichkeit. Er lässt uns auf dasjenige achten, was sich den Blicken entzieht und nicht gesagt ist.

Im literarischen Kontext kann der Apostroph als poetisches Werkzeug verwendet werden. In der gesprochenen Sprache erzeugt er im Gesagten eine besondere Dynamik: Er verleiht dem Ausdruck spontane Kürze, Fremdheit, Unmittelbarkeit, spielt mit Dialekt, macht Sprache lebendig und ungeschliffen. Dadurch aktualisiert das Zeichen hermeneutische Räume der Interpretation und Assoziation. Was bleibt ungesagt und ungesehen? Was könnte sich hinter seiner Grenzziehung verbergen? Wie offen, wie frei ist das Ungesehene? Und wie zeigt jenes Unbekannte sich trotz allem? Der Apostroph wird so zu einem Werkzeug der Suggestion, das die Fantasie anregt und in den Lesenden antreibt, in die Leerstellen hinein zu folgen.

Stellen Sie sich vor, wir setzen anstelle des Semikolons einen Apostroph ans Ende des Titelwortes der vorliegenden Zeitschrift. Das Ergebnis wäre: *transformatio’*. Auf den ersten Blick scheint dies sprachlich kaum Sinn zu ergeben – sofern es

nicht um ein fehlendes „n“ geht, was hier jedenfalls nicht der Fall ist. Alle Buchstaben des lateinischen Ausdrucks *transformatio* sind lesbar, das Wort ist vollständig ausgeschrieben. Dennoch deutet der Apostroph an, dass am Ende des Wortes etwas fehlt, ungesehen bleibt. Konturierung ohne Kontur. Lexikalisch ist das Wort aber doch abgeschlossen Das irritiert: Was könnte hier noch ergänzt werden, wenn doch alles bereits sichtbar ist? Was bleibt ungesagt, ungehört, verschwiegen und vielleicht sogar verschwunden?

Der Apostroph schafft Ambiguitäten. In seiner Unentscheidbarkeit regt das Kunstwort *transformatio* dazu an, das Vertraute anders zu sehen, zu hören und auszusprechen und dadurch Alltägliches wiederzuentdecken und neu wertzuschätzen. In ihm kommen die paradoxen Figurenkonstellationen des Sichtbar-Unsichtbaren und Stimmhaft-Stimmlosen zum Tragen. Es legt eine Spur und provoziert uns, dieser Spur hinter die Oberfläche des oft abgenutzten Begriffs „Transformation“ zu folgen. Gerade weil der Apostroph eine Grenze markiert, lässt uns *transformatio* nicht an dieser stehen bleiben, dort, wo das Wort gewöhnlich endet. Der Wortrand hat hier keinen Abschluss, selbst wenn wir alles klar und deutlich hinschreiben und es sprichwörtlich „großschreiben“. Am Ende bleibt die Annäherung an das Stumme – eine anhaltende Annäherung, Suspension. Im Stillstand richtet der Apostroph den Blick ebenso zurück: Was bleibt auch davor, diesseits im Altbekannten, im Sichtbaren unausgesprochen und ungehört? Bedeutung geht ja immer weiter als ihre Artikulation. Aber wohin? Welche Möglichkeiten eröffnet ein Apostroph, wenn er das Ende in ein Anderswo einfaltet und das gerade noch Einsichtige zu einer fragilen Schwebefigur macht? Er steht ins Nichts hinein. Ohne Fragezeichen stellt sich hier die Fragwürdigkeit, die an jedem Horizont kleben bleibt bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang: Was liegt dort drüben am Weltrand und dahinter?

Die typografische Zäsur fordert heraus, über das vermeintliche Ende von Sprache und Schrift hinaus zu denken und vertraute Annahmen weiter, offener zu machen. Damit verwandelt sich das hochgestellte Komma vom Auslassungszeichen zum Öffnungszeichen. Ein Beispiel für eine vertiefte Betrachtung ist Malte Laurids Brigge, wenn Rainer Maria Rilke durch ihn sagt: „Ich lerne sehen. Ich weiß nicht, woran es liegt, es geht alles tiefer in mich ein und bleibt nicht an der Stelle stehen, wo es sonst immer zu Ende war.“ Für den jungen Dichter bedeutet Sehen nicht einfach das visuelle Erfassen äußerer Umstände, sondern die Empfindung, wie sich durch die Schliere im Auge die Tiefsee der Seele und die Weite der Welt ineinander spiegeln. Sehen ist das Eintauchen in eine Tiefenschicht des Selbst, wo keine Sprache mehr absichert und erklärt. Hierbei wird Rilke unsicher, ob er jemals das Ende seiner eigenen Persönlichkeit vollständig erreichen kann. Dem Dichter ist jede Form der Selbst-Begegnung zur Konfrontation mit dem schweigenden, ausbleibenden Ende geworden, das im „neuen Sehen“ in eine gefaltete Zukunft und auf den eigenen Weltinnenraum hinaus- und zurückwirft. Jede Metamorphose wird zu einem Vorstoß ins Ungewisse, zu einem Schritt ins Innere hinaus. Verwandlung bringt Öffnung im Innwerden. Was aber ist eine Öffnung, in die niemand eintritt? Was ist eine Öffnung, durch die nichts austritt? Oft werden Öffnungen im Wortboden übersehen, im beredten Schweigen

das Wichtige in diesem Stolpern verlernt. Mit Paul Celans Worten in Mikrolithen sinds, Steinchen lässt sich Rilke ergänzen: „Wer wirklich sehen lernt, nähert sich dem Unsichtbaren.“

Was bedeutet es, sich dem Unsichtbaren zu nähern, als wären gesehen und un-gesehen Standortbestimmungen, auf die wir uns zu- und davon wegbewegen könnten? Vielleicht bedeutet sich zu nähern, sich wirklich auf etwas einzulassen, den Mut und die Freiheit zu haben ... – sich in einem Wort zu verlieren, ein Innehalten im Moment, Augenblick eines immerwährenden Jetzt und zeitlose Ewigkeit? Nun setzt das Vermögen, sich in etwas oder jemandem verlieren zu können zumindest ein gewisses Vertrauen und Können voraus. Wie Walter Benjamin in der Berliner Kindheit um neunzehnhundert schreibt: „In einer Stadt sich aber zu verirren, wie man in einem Walde sich verirrt, braucht Schulung.“ Der Apostroph bricht den Wortfluss nicht ab, sondern lädt dazu ein, im Wort anzuhalten und darin umherzuwandern und an seinen Rändern zu flanieren. In diesem Sinne kann der Apostroph zu einer aufschlussreichen Exkursion im Irrgarten werden.

transformatio‘ schärft auf subtile und gleichzeitig radikale Weise die Spurensuche nach der inkommensurablen Bedeutung von Worten. Wer dergestalt sprachlich lebt, übt ein offenes und vielstimmiges Zuhören ein. Es erfordert von uns, die Lücken wahrzunehmen und aufmerksam zu sein, beim Hinschauen genau ins sich hineinzuhorchen und auf das zu achten, was sich dem Bewussten oft entzieht. Das verschwiegen Aussprechliche wird so zu etwas ausgesprochen Hörbarem. Die Atemwende zum Unvollendeten, die Fähigkeit, sich auf das regellose Spiel der Bedeutungen einzulassen, vertieft die eigene Wegsuche. Hier drängt sich die semantisch verwandte Stilfigur der Apostrophe auf: die direkte Anrede einer abwesenden Person. Ruft nicht jede Transformation, an der wir teilzuhaben versuchen, unser ‚mögliches Selbst‘ herbei und malt damit eine Hauntologie unserer eigenen Zukunft? Ähnlich und doch anders stellt der Apostroph eine schützende Hermetik her; jenen eschatologischen Vorbehalt in der Schrift, der es uns erlaubt, in der Gestaltlosigkeit bleiben zu können und Perspektiven zu üben, ohne sie sichtbar vor Augen zu haben.

Im Kunstwort **transformatio**‘ geht es also nicht darum, das Wort als solches zu verändern oder das Schriftbild zu korrigieren, sondern um die Frage, ob und wie das Nachdenken über den Chiasmus von Opazität und Sichtbarkeit etwas anstößt. Der Apostroph markiert im Gegenlicht des Ungesehenen die Atempause, die zwischen festgefahretem Selbstverständnis und Verwandlung oszilliert. Schwellenmomente sind Situationen, in denen diffuse Gefühle von Angst, Unsicherheit und Entfremdung aufkommen, begleitet von einem bedrückenden Gefühl des Ausgeliefertseins. Oft münden Augenblicke des Übergangs in die Empfindung von Absurdität, dem Fehlen von Auswegen und Sinn, bis hin zu Fragen von Schuld und Verzweiflung, die ebenfalls die neue Wirklichkeit formen. Das führt freilich zu Franz Kafka, dem Autor der Verwandlung. Max Brod beschreibt das Kafkaeske in Über Franz Kafka mit folgender Szene: „So könnte man erklären und erklären (man wird es auch noch tun), doch notwendigerweise ohne Ende. Wie man ewig an einer Mauer ohne Tür entlanggeht, ins Innere des Hofes

aber nicht hineinkommt. Doch auch dieses endlose und vergebliche Erklären gibt ein gewisses Bild der Persönlichkeit, gibt gleichsam ihre Kraft, ihr Gewicht, ihre Unübersehbarkeit wieder.“ Das stimmlose Zeichen beinhaltet damit eine Schule des Sehens und Wortbodentastens, die lehrt, in den verschlungenen Pfaden der eigenen Wahrnehmung trittsicher zu gehen. Im Umherirren verbirgt sich unerwarteterweise die wertvolle Ressource, die eigene Verwandlung zu erforschen, ohne sich auf ein endgültiges Ziel festzulegen.

Insbesondere das Ausgeliefertsein gegenüber dem Unvollendeten, die Fähigkeit, sich auf das Spiel der offenen Bedeutungen einzulassen, könnte dazu anstoßen, miteinander über die Erfahrungen damit ins Gespräch zu kommen; darüber, was auch im Blick auf sich selbst verborgen bleibt oder welche Aspekte von Herkunfts- und Zukunftsbildern im Angesicht des Unfertigen wachgerüttelt werden; was im Gegenlicht des Unsichtbaren berührt, öffnet und schließt, selbst wenn letzte Eindeutigkeit ausbleiben muss. So könnte der Apostroph, bruchstück- und brückenhaft, einen common ground schaffen, einen gemeinsamen Grund für die Verwandlung anstelle projizierter final destinations. Im Dialog und in der Begegnung wird dann all das zu einem Schauplatz für Verhandlung und zu einem Schauplatz gemeinsamer Verwandlung. Darin liegt ein Moment der Freiheit. Das gibt Anlass genug, Transformationsprozesse neu und anders zu denken – weniger als geradlinige Entwicklung, sondern als verzweigtes Verwurzeln im Boden, in dem das Woher und Wohin sich nicht lückenlos zeigen werden, sondern sich lieber immer wieder neue Wege und Mittel suchen.

Um einer Versuchung zu wehren: Es geht nicht um etwas Hintergründiges, das beanspruchen dürfte, „eigentlich“ zu sein. Es gilt die bleibende Mahnung von Carl Christian Bry, der in seiner Beschreibung des „Hinterweltlers“ eine Gefahr aufzeigt, die in der ständigen Suche nach einer verborgenen, „tieferen“ Realität mitschwingt. Bry charakterisiert 1924 in seiner Schrift *Verkappte Religionen*. Kritik des kollektiven Wahns dieses hinterweltliche Denken so: „Hinter deinem gewöhnlichen Leben und hinter der gewöhnlichen Welt liegt etwas bisher Verborgenes, etwas zwar seit langem Geahntes, aber für uns nie Verwirklichtes, eine noch nie realisierte Möglichkeit, der wir beikommen können und jetzt beikommen wollen und beizukommen gerade im Begriff sind. Der Anhänger der verkappten Religion glaubt an etwas hinter der Welt. Man kann ihn kurzweg den Hinterweltler nennen. Der Fromme glaubt an ein unvorstellbares Reich jenseits der Wolken, der Hinterweltler an eine neue Wirklichkeit hinter der Tapete. Während dem Frommen Diesseits und Jenseits streng getrennte Reiche sind, ist der Hinterwelter bis in den Kern seiner Seele davon durchdrungen, daß die gewöhnliche Welt und die Hinterwelt in den lebhaftesten wirklichen Beziehungen stehen und daß eines Tages all das, was heute noch Hinterwelt ist, die Welt besiegt und durchdrungen haben wird. An diesem Siege zu arbeiten, die Hinterwelt zur Welt zu machen, ist der Inhalt seines Glaubens [...] Auch der Hinterweltler sieht die ganze Welt neu. Aber ihm dienen alle Dinge nur zur Bestätigung seiner Monomanie. [...] Dem Hinterweltler schrumpft die Welt ein. Er findet in allem und jedem Ding nur noch die Bestätigung seiner eigenen Meinung. Das Ding selbst ergreift ihn nicht mehr.

Er kann nicht mehr ergriffen werden; soweit ihn die Dinge noch angehen, sind sie ihm nichts als Schlüssel zur Hinterwelt.“

Brys Mahnung ist eindeutig: Eine Fixierung auf eine Welt hinter der Welt, die Verlagerung des Gewichts ins „Eigentliche“ hinein, weitet nicht, sondern engt die Wahrnehmung ein und verhindert echte Begegnung mit der gemeinsamen Wirklichkeit. Die Kritik am „Hinterweltlichen“ ermutigt, das Gegenteil zu wagen: Nicht hinter den Worten zu suchen und andere damit hinters Licht zu führen, sondern Worte in ihrer Präsenz und schillernden Vielschichtigkeit neu sehen zu lernen. Statt sich wie „Hinterweltler:innen“ im vermeintlich Verborgenen und im Jargon der Eigentlichkeit zu zementieren, fordert uns das entrückte Komma am Wortrand dazu auf, auf seiner Schwelle zu verweilen, innezuhalten, und dort die Vielfalt an Deutungen zu erkunden. Im Prozess des Gewahrens dieser Ambiguität vermögen wir den Raum des Ungewissen anders zu verlassen, nicht weil wir ihn entschlüsselt haben, sondern, weil wir verändert mit ihm an der Seite weitergehen.